Haus und Welt

Vom Alltag zum Sonntag

Schaut in den grauen Alltag
verstohlen die Sonne hinein,
dann hüpfet in Wonne das Herze
und schäumet wie perlender Wein.

Schwebt über den Sorgen des Alltags
die Freude wie wonniger Duft,
dann wandeln sich Mühen zu Blumen
in dieser himmlischen Luft.

Windet um Arbeit das Beten
den strahlenden Ehrenkranz,
dann wird der Alltag zum Sonntag
in Wonne und Duft und Glanz.

Abendliches Geigenspiel

Der Himmel dunkelte grausilbern in die nahe Nacht hinein. Die vertiefte sich, verwischte die scharfen Umrisse der Dächer. Nur ein paar Türme und Zinnen ragten schwarz in die leicht-vernebelte Luft. Der Wald, der die Stadt flankierte, verrann wie eine sich entfernende Woge am Horizont. Auf dem großen Platz rauschten im kühlen Abendwind die Lindenbäume auf. Lichter deuteten nun die Stadt und ihre Straßenzüge an, die in Dämmerung und Nebel versunken waren.

Die Bänke auf dem Platz waren fast alle von rastenden Spaziergängern und jungem Volk besetzt. Mietskasernen säumten die Straße, die am Platz vorbeiführte. Dort stand, einsam und abgesondert, ein altes Bürgerhaus, erbaut im Stil des späten Barocks. Ein schmaler, gepflegter Vorgarten, ein kleiner Park umschmiegte es. Das Ganze wirkte wie eine Insel im steinernen Gewoge der Großstadt. Im ersten Stockwerk waren zwei von den hohen Fenstern erleuchtet, die Flügel weit geöffnet, und die Vorhänge bewegten sich leicht im Abendwind.

Stimmen belebten den Platz. Gekicher und erregtes Mädchenlachen mischte sich hinein. Ein Hund bellte, eine Fahrradklingel schrillte dazwischen. Die letzten Wolkenbänke verschwammen westwärts im Dunkel — die ersten Sterne blinkten nun hoch im Stahlblau des Himmels.

Da begann eine Geige zu singen. Nein, von geübter Hand gespielt, die von tiefempfundener Stimmung geführt wurde. Der Lärm verstummte. Man sah förmlich, wie alles sich lauschend neigte und still verhielt. An einem der erleuchteten Fenster im alten Patrizierhaus erschien eine Frauengestalt. Das schlichte Volkslied, das die Geige gesungen, verlor sich in schwermütigen Variationen, die Stille vertiefte sich, trug das Singen des Instruments auf schier lautlosen Schwingen rings um den Platz. Es wurde eine rechte Feierstunde. Was sich der Geiger von der Seele spielte, fand vielfältigen Widerhall in den Herzen der tagmüden Menschen, die sich da auf der Schwelle der Nacht willig dem unvermutetem Konzert ergaben.

Die schlichte Frau in ihrer Dachküche stellte das Bügeleisen hin, löschte das Licht und nahm am Fenster Platz, dem Singen der Geige ergeben, in dem Gedanken halbwach wurden, die sie mit traumhafter Erinnerung erfüllten. Nun variierte der Spieler wieder altbekannte Melodien: da rauschte der Brunnen vor dem Tore, der alte Lindenbaum darüber. — — die Frau nickte vor sich hin; nun war sie daheim, im schönsten Wiesengrunde, wo ihrer Heimat Haus stand....! Unten sangen helle Mädchenstimmen mit „.... da zog ich manche Stunde, ins Tal hinaus!" Und die müdgearbeitete Frau summte weiter, die Augen wurden ihr feucht dabei: „.... dich mein stilles Tal, grüß ich tausendmal!" Daheim war sie — daheim....!

Jetzt, schlicht und innig: „Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar..." Zweistimmig sang man es auf den Bänken unter den flüsternden Linden mit. Leise, gedämpft, mit Andacht und Takt, der das Spiel nicht übertönen wollte.

Die Frauengestalt drüben am hohen, matterhellten Fenster des Patrizierhauses bewegte sich. Sie hob den Arm, winkelte ihn und stützte sich am Fensterkreuz. Mählich sank der schmale Kopf gegen das harte Holz. Das Licht der schirmverdeckten Lampe zog einen Schimmer um das volle Haar, das silbern blinkte.

Hatte nicht Bernhard Soldener einst ganz ähnlich gespielt? Damals — damals — — in der kleinen Stadt dort am raschen Fluß, über den sich die dunkelverwitterte, steinerne Brücke im plumpen Bogen schwang, auf deren Mitte sie einst zusammen gestanden und dem Spiel der Wellen zugesehen hatten. Damals, damals...! Das Haus ihrer Eltern lag am Marktplatz, jenseits das der Soldeners. In seiner Dachstube saß der Primaner und spielte die Geige. Volkslieder, Ständchen, ein Schubertliedel. Die Linden rauschten, und der Brunnen plätscherte. Behutsam gingen die Leute vorüber. Ringsum öffneten sich die Fenster: Der Soldener Bernd spielte — ja, der verstands...

Dann hatte er wilde und schwere Weisen gespielt. Das war um die Zeit, in der er als Student in Ferien daheim gewesen. Als ob der Soldener studiert hätte. Musik ja! Aber für die Juristerei hatte er nichts übrig. Fiel im Examen durch — ein zweites und ein drittes Mal. Da ließen sie ihn gewähren, doch heimkommen durfte er nicht mehr. Einmal noch war er gekommen. Siglinde Torsten aber war damals schon verlobt. Damals — damals...

Frau Zernie trat vom Fenster zurück. Ging zu dem hohen, alten Schrank hinüber, öffnete die schweren Türen, dann ein Fach und entnahm ihm eine Stahlkassette. Ein Schlüsselbund klirrte leise, der Deckel sprang auf — eine alte, welkende Hand griff hinein. Briefe kamen zum Vorschein, vergilbt, zerlesen. Ein junger, hoffnungsvoller Mensch hatte sie geschrieben....

Unten, über die Straße, stolperte ein müder Landstreicher dahin. Wollte einen Vorübergehenden nach dem Weg zur Herberge fragen. Vernahm das Singen der Geige — wandte sich ab und setzte sich auf eine freie Bank. Der Geiger fand sich zur Melodie zurück „.... o wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein — was mein einst war."

Der Stromer saß und lauschte. Jetzt verklang das Lied. Stille.... Und man wartete vergebens auf ein neues Lied. Uebermütige Jugend, die sich schnell von der Stimmung befreite, klatschte Beifall. Bald war der Platz wieder lärmerfüllt. Dann knatterte auf der Straße ein Motorrad vorüber. Der schrille Hupenruf zerriß vollends die Stimmung.

Der alte Wanderer erhob sich schwerfällig und setzte sich in Marsch. Im Vorübergehen streifte sein Blick die beiden erleuchteten Fenster des vornehmen Bürgerhauses. Er ahnte nicht, daß da oben Siglinde Torsten über seinen Briefen saß und einer Zeit in Erinnerung lebte, die ihre glücklichste gewesen.

Bernhard Soldener stakerte müde dahin. Er dachte an seine Jugend, an die kleine Stadt, die der rasche Fluß durchbauerte, an die steinerne Brücke, den Marktplatz und die raunenden Linden, den kleinen Plätscherbrunnen und sein Geigenspiel. An den Abschied von Siglinde, die einem anderen verlobt war; an seine Glanzzeit in großen Konzertsälen, an Aufstieg und Niedergang — die Frauen, die durch sein Leben gegangen, an die er sich und sein Geld verschwendet hatte.

Eine halbe Stunde später stand der Landstreicher und Gelegenheitsmusikant vor dem Tor der Herberge zur Heimat. Hoch über ihm funkelten die Sterne, deren Widerschein in seiner wandelbarten Seele längst erloschen war. Auf dem Rucksack baumelte in ihrem Segeltuchfutteral die Geige. Es war nicht das Instrument seiner Jugend und nicht das seiner glanzvollen Zeit. Ein billiges, schlechtes Spielding, das seinem Zweck in Nüchternheit diente und kaum in Versuchung gebracht wurde, auf Stimmungen der Seele einzugehen.

Neunzehn und fünfundvierzig

Das junge Mädchen saß und ließ sich die schmeichelnden Liebkosungen des leicht ergrauten Herrn gefallen. Er sah, daß es ein ruhiges Dulden war, kein seliges Hinnehmen, daß keine ihrer Bewegungen eine kleine Erwiderung seiner Liebe war. Sie war neunzehn und er fünfundvierzig.

„Ob ich doch nicht zu alt bin für sie," ging es ihm quälend durchs Herz. Nein, er gab nicht nach, er hatte sie nicht gezwungen, ihm ja zu sagen, hatte ein ganzes Jahr still geworben und sich gefügt, als sie ihm für Liebe nur Kameradschaft anbot, weil er lächelnd dachte: Vorläufig! Nach der Hochzeit wird sie anders werden.

Nun waren noch drei Tage bis zur Trauung, die Schiffskarten für die Hochzeitsreise waren bestellt und in der kleinen Witwenwohnung der Brautmutter standen die Koffer gepackt

„Alice," sagte er leise und legte seine Wange an die ihre, „ich glaube, du bist Schnee, der nicht schmelzen kann."

Sie hob die Wimpern und sah ihn an.

„Ich weiß nicht, Ino."

„Ich hab dich gern, Alice, wie jeder Mann ein schönes Mädchen gern hat, nicht uneigennützig. Ich will, daß du mich auch gern hast, wenn es anfangs auch nur ganz wenig ist!"

Sie schwieg.

„Sonst..." fing er an und verstummte wieder.

„Sonst?" fragte sie schnell und sah ihm fest in die Augen.

Er sagte es nicht.

Aber sie wußte, was er meinte, und atmete leise auf. Er war lieb und nett, ein wenig traurig und ein wenig unglücklich durch harte Lebenserfahrungen. und er war gewiß der Mann nach dem Herzen mancher Frau. Aber sie stand am Wegansang des Frauenlebens und hatte ihren Gefährten nicht mit weißgesprenkeltem Haar und einer kleinen, wenn auch nicht nennenswerten, aber doch hervorstechenden Wohlbeleibtheit gedacht.

„Möchtest du frei sein, Alice?"

Sie schrak zusammen und dachte an ihre Mutter, die seit achtzehn Jahren Witwe war und nun, da ihre einzige Tochter so reich heiraten sollte, ein schönes Ziel für ihre Wünsche sah. Sie dachte an die Schreibmaschine, auf der sie selbst geklappert hatte, seit sie sechzehn war, und auf der sie sicherlich noch viele Jahre oder gar Jahrzehnte klappern mußte, wenn sie dieses sogenannte Glück ausschlug.

„Alice!"

Ein Kuß erstickte alle Fragen und Grübeleien. Ein Kuß kann viel, er vergiftet mitunter den Verstand, er ist wie Rauschgift, aber er beseligt.

•

Wie ein dichtgewebtes goldenes Riesennetz lag der Sonnenschein auf dem Deck des leise gleitenden Schiffes. Zwei grundverschiedene Hände ruhten in enger Nachbarschaft auf den Armlehnen zweier dicht nebeneinander stehenden Liegestühle.

Alice hatte eiskalte Finger und ihr Mann liebkoste sie mit seiner warmen, braunen Hand. Er wollte immer wieder hören, ob sie glücklich sei. Sie nickte höflich, aber es war eben nichts als Höflichkeit in diesem Nicken. Er war hübsch und elegant. Die Frauen sahen ihn an, das stand fest, mann konnte stolz sein auf ihn. Alice redete sich immer vor, wie klug und gütig er sei und wie aufmerksam und daß nun alle Sorgen ein Ende hätten und alle Abhängigkeit vom dürftigen Berufe aufgehört habe, und daß Mutter sagte, so ein Glück sei ganz selten. Merkwürdig, daß man nicht über jedes Glück glücklich sein kann.

„Was grübelst du, Alice?"

Ja, richtig, er saß ja neben ihr, man gehörte nun nicht mehr sich selbst und mußte Rechenschaft geben für jeden tieferen Atemzug. War er verstimmt? Sie hatte noch nie dieses Düstere in seinen Augen gesehen. Oder ja, doch einmal! Als er ihr von seinen trüben Erfahrungen gesprochen hatte und traurig geworden war. Damals hatte sie wie ein gutes Kind die Hand gehoben und ihm das Haar gestreichelt, er hatte ihre Hand erhascht und gleich behalten. Sie hätte es nicht tun sollen, damals... So gut und warm legte sich ihr die Sonne jetzt aufs Gesicht. Sie fühlte, wie es trotzdem blaß war.

„Alice, hast du einen Wunsch?"

Er war doch wirklich gut. Sie zwang sich, ihn anzulächeln. Er war so glücklich, wenn sie ein bißchen weich und gut zu ihm war. Sollte das so gehen, alle Jahre, die noch kommen würden? Wie alt konnte ein Mensch eigentlich werden? Siebzig vielleicht. Also mehr als ein viertel Jahrhundert noch heucheln müssen.

„Ist dir kalt, daß du dich schüttelst?"

„Ja."

Er sprang auf und brachte ihr Decken, in die er sie sorgsam hüllte.

Sie lag still und ließ die Augen geschlossen. Er schob seinen Liegestuhl so, daß er den ihren vor sich hatte, legte das Frühstück weg, saß vornübergebeugt und betrachtete seine Frau. Die kleinen schmalen Wangen und die Trauer in dem zarten Gesicht hatten etwas Rührendes.

Sein Blick verdüsterte sich. Er dachte: Da bindet man einen Menschen an sich, bindet sich selbst und bindet sich gern. Und der andere wird unglücklich dadurch, obwohl man bereit ist, ihm den Himmel auf Erden zu bereiten.

Ein Passagier ging vorbei, ließ sein Buch fallen, bückte sich und sagte entschuldigend: „Hoffentlich habe ich Ihr Fräulein Tochter nicht gestört!"

Ino fuhr sich über das graugesprenkelte Haar. Fräulein Tochter? Ach so . . . Bis die Sonne unterging lag Alice.

In der ersten Kühle hob sie die Lider. Sie hatte nur leise geschlummert und sich von Schiff und Ruhe wiegen lassen wie ein müdes Kind. Es war niemand in der Nähe, sie waren allein, Aug in Aug.

„Alice, gib mir jetzt eine aufrichtige Antwort. Ich bin bereit, dir einen Wunsch, den du noch nicht ausgesprochen hast, zu erfüllen. Willst du, daß wir bei der nächsten Landung aussteigen, heimfahren und — die Scheidung einleiten lassen?"

Einen Augenblick lang blinzelte sie verständnislos, dann ging ein jähes Leuchten über ihr kleines Gesicht, das unter dieser Freude ein Kindergesicht wurde. Sie sprang auf und warf die Arme um seinen Hals, um ihn stürmisch und dankbar zu küssen. Ahnungsloses, grausames Kind! So innig und freiwillig hatte sie ihn noch nie geküßt.

Er hielt mit festgeschlossenen Lippen stand.

Es wurde rauh auf Deck und Schatten kamen übers abendernste Meer.

Die Liebeserklärung

„Mensch, wenn du das Mädel gern hast, dann sag's ihr doch!"

„Die Sache hört sich leichter an, als sie ist, lieber Freund. Wenn ich mit positiver Sicherheit wüßte, daß meine Liebe erwidert werde, zögerte ich keinen Augenblick."

„Nun, mehr als nein sagen kann sie nicht."

„Deine Auffassung von der Sachlage ist die eines reinen Verstandesmenschen. Man sieht wieder den Juristen. Lieber will ich in ewiger Ungewißheit bleiben, als mir einen Korb holen."

„Davon stirbt man auch nicht."

„Du vielleicht nicht, denn du bist eine robuste Natur."

„Ach ja, deine zarte Dichterseele würde es nie verwinden, wenn ein kleines Mädchen zufällig einen anderen vorzieht Das ist Dichtereitelkeit, die sich gekränkt fühlt."

„Erlaube gütigst. Ich weiß nicht, ob du als Jurist mir ganz auf diesem psychologischen Gebiet zu folgen vermagst Wenn ich eine große Abneigung gegen eine Abfuhr von einem jungen Mädchen habe, so ist es mit dem Schlagwort „gekränkte Eitelkeit" nicht getan."

„Wie nennst du es denn sonst, du großer Seelenkenner?"

„Spotte nur, aber du hast ja meine Dissertation über die Frau gelesen und da wirst du eine Behauptung gefunden haben von dem sicheren Fraueninstinkt, dessen Unfehlbarkeit in der Beurteilung des männlichen Wesens feststeht. Da gibt es keine Berufungsinstanz, ich bin erledigt. Tausend Gegengründe vermögen nichts gegen das Frauenurteil: Ich mag dich nicht!'

„Na ja, das geb ich schon zu. Wenn mir aber nun ein Mädel sagt: „Ich mag dich nicht", so werde ich das mit der mir angeborenen Würde zu tragen wissen."

„So denkst du. Ich habe aber in meinem Buche von der Frau zehn Seiten lang von dem zarten Naturtrieb, dem Instinkt der Frau geschrieben, daß er mit so feiner Sicherheit arbeitet, wie alles in der Natur, dessen Wesen weise und wahr ist. Somit wäre das abfällige Urteil des weiblichen Instinkts das Urteil der Natur über mich als Mann."

„Da hört denn aber der Bindfaden auf. Wo bleibt denn da dein logisches Denken? Wenn mich Anneliese nicht leiden mag, Käte nimmt mich vielleicht mit Handkuß, und wenn Else mich für ein Scheusal hält, Hannelore sieht in mir den Herrlichsten von allen. Wo bleibt denn da die feine Präzision des Fraueninstinkts?"

„Es sind nicht immer Gründe des Instinkts, die ein Weib veranlassen, ja zu sagen. Die Erwägungen, den Mann zu erhören, sind auch bei dem Weibe auf Kompromissen aufgebaut. Das Ideal findet sich nicht oft, und so sieht das Weib, weil es

will, oft in dem Manne das Ideal, weil es eben das Vollkommene doch nicht gibt. Uns Männern geht es nicht besser. Süßer Selbstbetrug vermischt mit ein wenig bitterer Resignation."

„Du aber willst dich in deiner ganzen männlichen Größe gewertet und gewürdigt wissen — ich bleibe dabei: Dichtereitelkeit."

„Wenn ich von meinem Wert als Mann so überzeugt wäre, was brauchte ich da an den Instinkt des Weibes zu appellieren? Aber gerade dieser soll für mich der Prüfstein sein, der Urteilsspruch."

„Dann laß doch eine Umfrage an alle Töchter des Landes ergehen, wie sie über dich denken. Bekommst du die absolute Mehrheit, dann kannst du dich als Mann fühlen, andernfalls häng dich auf."

„An dem Urteil der gesamten Frauenwelt liegt mir nichts, sondern nur an dem Urteil des Weibes, zu dem sich mein Herz hingezogen fühlt. Wie schon die Sprache des Herzens die Stimme der Natur ist, so will ich ihr auch hier folgen und das Weib als Richter über mich anerkennen, das ich liebe."

„Dann geh hin und frage."

„Das ist es ja eben, weil es sich nicht nur um einen landläufigen Korb handelt, sondern um Sein oder Nichtsein meines Selbstgefühls, meines Ichs, deshalb habe ich nicht den Mut."

„Diese Feigheit richtet dich schon von vornherein. Der präzise Fraueninstinkt hat längst erkannt, daß du ein Waschlappen bist. Frage lieber nicht, ich garantiere für einen ganzen Korbwarenladen."

„Das wollen wir doch mal sehen! Es gilt! Die Sache will's. Entweder bin ich in kurzer Zeit der glücklichste Mann von der Welt oder — —"

„Du schreibst ein anderes Buch über die Frau."

— — — — — —

„Schau, den großen Frauenkenner! Der Strauß hat doch mindestens zehn Mark gekostet. Also doch! Der Fraueninstinkt, die untrügliche Stimme der Natur, hat doch den Mann in Reinkultur mit unfehlbarer Sicherheit erkannt!"

„Ueb' nur deinen Witz an mir, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne."

„Nun erfülle mir eine Bitte als Freund. Was hat sie gesagt, als du ihr den Antrag machtest?"

„Ach, das Mädel ist ein Schelm. Sie sagte, wenn ich mich nicht bald erklärt hätte, hätte sie dich genommen."

„Mich? Donnerwetter! Jetzt glaub ich bald auch an den untrüglichen Fraueninstinkt. Ich schwöre auf deine Theorie ja nicht unbedingt aber das eine steht fest: Geschmack hat das Mädel!"

Mohammedaner und Hussiten in Schlesien

In früheren Zeiten war es das Ziel einer jeden Regierung, möglichst „gute" Untertanen zu haben. Man legte daher auf die Religion der Bevölkerung den größten Wert und wies die Elemente, die mit den religiösen Anschauungen der herrschenden Schichten nicht übereinstimmten, aus dem Lande. Mit dieser österreichischen „Bevölkerungspolitik", die auch in Schlesien zu nicht unbeträchtlichen Landesverweisungen Anlaß gab, hat Friedrich der Große gebrochen. Oberster Grundsatz seiner Innenpolitik war es, möglichst viel Menschen, vor allem Handwerker und „Fabriquiers", in seine Lande zu ziehen, deren Tätigkeit die Steuerkraft und damit die Staatseinnahmen erhöhte. Aus diesem Grunde übte er eine weitgehende Toleranz gegen alle kleinen Sekten und lockte sie so zu einer Ansiedlung nach Preußen. Auf eine Anfrage der Stadt Frankfurt, ob man einem Katholiken das Recht, Bürger zu werden, verleihen könne, erwiderte der König am 15. Juni 1740: „Alle Religionen Seindt gleich und guht, wan nuhr die leüte so sie profesieren Erliche leüte seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land Pöplieren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen."

Als der König diese Worte schrieb, da dachte er wohl nicht, daß dieser Fall einmal eintreten könne. Aber im Jahre 1775 wandte sich ein Tatarenoberst an ihn und bat um das Niederlassungsrecht für seine aus Polen ausgewiesenen Truppen. Friedrich erklärte sich sofort bereit und ließ dem Obersten durch den Kammerdirektor von Gaudy mitteilen, er werde gegebenenfalls den Ansiedlern eine Moschee bauen. Am 13. August 1775 schrieb er an seinen Freund Voltaire über diese Angelegenheit folgendes: „Als treuer Schüler des Patriarchen von Ferney bin ich augenblicklich mit Unterhandlungen mit 1000 Familien Mohammedanern beschäftigt, denen ich Niederlassungen und Moscheen im östlichen Preußen versprach. Wir werden die muselmännischen Waschungen vornehmen, und nächstens wird man uns Illi, halla singen hören, ohne daß wir Anstoß daran nehmen. Die Mohammedaner sind die einzige Sekte, die uns noch fehlt."

Die Verhandlungen mit dem Tatarenoberst zerschlugen sich. Scheinbar waren die preußischen Beamten von diesem Plane des Königs wenig begeistert und haben die Verhandlungen nicht mit der nötigen Liebenswürdigkeit geführt. Friedrich hielt aber mit der ihm eigenen Zähigkeit an seinem einmal gefaßten Entschluß fest. Er beauftragte alle Grenzbeamte, den den Uebertritt nach Preußen begehrenden Mohammedanern diese Wege zu erleichtern und ihnen die Niederlassung in Schlesien zu versprechen. Noch im Jahre 1780 versicherte er dem Marchese Lucchesini, demnächst würde er in Schlesien Moscheen bauen.

Zur Durchführung sind diese Pläne nicht gekommen. Scheinbar gefiel unser schönes Schlesien den Mohammedanern doch nicht so sehr. Mit anderen Religionsgemeinschaften hatte Friedrich einen besseren Erfolg. So entstand unter ihm eine große hussitische Kolonie in Hussinetz bei Strehlen, in Friedrichsgrätz bei Oppeln, in Tabor bei Wartenberg usw. usw. Nicht nur durch Landanweisungen, sondern auch durch das Geschenk von 1500 Stämmen Bauholz förderte er die jungen Kolonien. Das nötige Geld wurde durch Kollekten in den Kirchen aufgebracht. Die Besoldung der Geistlichen übernahm der König, allerdings mehr aus politischen Erwägungen als aus reiner Menschenfreundlichkeit. Wegen der Hussiten hat sich der König auch einmal zu einem kriegerischen Unternehmen verleiten lassen. Als er 1770 hörte, daß die Polen die hussitische Kolonie in dem an der Grenze gelegenen Seyffersdorf durch allerlei Verordnungen und Zwangsmaßnahmen schikanierten, schickte er seine Husaren aus und ließ das ganze Dorf nach Anhalt im Pleßschen bringen.

Diese Bevölkerungspolitik Friedrichs des Großen bewirkte es, daß eine Religionskarte von Schlesien in dieser Zeit recht bunt aussehen würde. Außer den Hussiten wurden auch der Sekte der Schwenckfelder, den „böhmischen" Brüdern, den polnischen Sozianern oder Unitariern, den Wiedertäufern und selbst der kleinen Breslauer Gemeinde der griechisch-katholischen Kirche die freie Religionsübung zugestanden. Sogar die Mennoniten, die wegen ihrer Verweigerung des Eides und der Militärpflicht damals fast aus allen deutschen Landen ausgestoßen wurden, fanden in Preußen ihr Asyl. Allerdings mußten sie die Freiheit vom Heeresdienst durch hohe Abgaben erkaufen.

Als diese kleinen Gemeinden haben sich nicht lange gehalten. Denn der König gestattete ihnen wohl das Recht, die kirchlichen Feiern nach ihrem Belieben zu gestalten, aber er verbot ihnen im Interesse des Staates eine Propaganda für ihre Ideen. So fehlte ihnen bald der nötige Nachwuchs und sie verschmolzen sich rasch mit den großen in Schlesien herrschenden Religionsgemeinschaften.

Der Hund

Von Stefan Lipinski.

Es war unerträglich warm. Die Sonne hatte sich in einen leichten Schleier von graublauen Schwaden gehüllt. Die Bremsen und Schmeißfliegen, die sich zwischen der großen Kuhherde tummelten, waren heute besonders angriffslustig und beutegierig. Unbekümmert um das wütende Schlagen und Wedeln der Tiere bissen sie sich an ihnen fest und sogen sich voll Blut bis zum Platzen. Dabei kein Strauch, kein Baum, der Schatten spenden oder an dem sich die geplagten Tiere die Insekten hätten abstreifen können. Unruhig, mit schmerzlichem Brüllen bewegten sich die Kühe auf dem weiten Plane, und Hektor, der Hund, hatte alle vier Beine voll zu tun, um zu verhüten, daß sie nicht ausbrachen und, heidi, den Schwanz in die Höhe, querfeldein davonrasten.

Fast ununterbrochen war er unterwegs und umkreiste im Trab oder in vollem Galopp die Herde, und die Zunge hing ihm weit aus dem Hals. Ganz heiser hatte er sich schon geschimpft und gewettert, und wo er heute den Kühen in die Hacken griff, da wuchs kein Gras mehr. Das heißt, er wußte als erfahrener Hirtenhund ganz genau, wie weit er gehen konnte und daß dabei kein Blut fließen durfte, weil es sonst mit seinem Herrn, dem Kuhhirten, sofort unangenehme Auseinandersetzungen geben würde.

*

Der saß auf der einen Seite des Feldes auf einem Stein und beobachtete besorgten Blickes die aufgeregten Tiere. Von hier aus konnte er alles am besten übersehen und konnte den Hund dorthin dirigieren, wo es notwendig war. Wenn es doch bloß erst Abend wäre. Er wußte es, wenn erst eine der Kühe davonlaufen würde, dann gab es kein Halten mehr. Besonders behielt er den Bullen im Auge, der sehr gereizt schien. Schon heute früh beim Austrieb war ihm das aufgefallen.

Neben dem Kuhhirten stand ein niedriger, selbstgemachter Holzwagen, in dem das halbjährige Enkelkind schlief. Vater und Mutter mußten zur Arbeit. Wo sollten sie das Kind lassen? Erst vor einigen Wochen war auf demselben Gute ein Unglücksfall passiert. Dort hatten ältere Geschwister ein jüngeres zu verwarten, das sie dabei zu Boden fallen ließen. Nun war ein Krüppel in der Familie.

Dadurch wird man aber ängstlich, und deswegen wurde das Jüngste zum Großvater aufs Feld gebracht, der als Kuhhirt noch am allermeisten auf das Kind achtgeben konnte.

Aus vier Stöcken und seinem Wetterumhang hatte Großvater über dem Wagen einen Schutz gegen die Sonne hergestellt, so daß wenigstens das Kleine im Schatten schlummern konnte.

*

Dieses Schutzdach ärgerte Bolko, den Bullen. Er war überhaupt heute wütend. Gleich früh hatte ihn Hektor, dieses unverschämte Vieh mit dem großen Maul, in die Beine gebissen, und nun legte der sich jedesmal, wenn er die Herde mit seinem großen Geschrei umkreist hatte, neben den Wagen. Wahrscheinlich hatte der Hektor seinen Spaß an dem Karren. Na warte, das Vergnügen wird dir gleich zerstört werden. Und wie der Zipfel des Daches sich jetzt bei dem kleinen Lüftchen hin und her bewegte. War das nicht zum rasend werden,

Schon einige Male, wenn Hektor auf der anderen Seite der Herde war, wollte Bolko sich auf den Wagen stürzen, aber jedesmal kam Hektor angesaust und schrie ihm in seiner frechen Hundesprache zu, die Bolko nur zu gut verstand: „Du alter Ochse, denkst du, ich weiß nicht was du willst? Komm nur heran, dann sollst du meine scharfen Zähne noch ganz anders spüren als heute früh, du Heufresser, du dummer, du Gras- und Wiesenfresser. Wehe, wenn es dir einfallen sollte, an den Wagen heranzugehen, du tief unter mir stehendes Hornvieh."

Und Bolko, der brummte darauf zornig. „Du armseliger Wicht, du Lakaienseele, und wenn hundert deines erbärmlichen Gelichters hier wären, so sind sie doch nicht imstande, mich davon abzuhalten, was ich tun will."

Worauf Hektor in fröhliches Bellen ausbrach. „Also bitte schön, bitte schön, versuchs nur, aber dann sollst du sehen, was mir der Herr für Befehle geben wird und wie ich dich dann anfassen werde."

Immer brenzlicher wurde die Situation, immer schwüler die Luft, immer frecher die Schmeißfliegen. Hektor war eben von einem langandauernden Galopp zurückgekehrt und hatte sich erschöpft neben das Wägelchen niedergelassen. Der alte Hirte war auf den Stein gestiegen und ließ das Auge nicht von der Herde.

Der Bulle brüllte: „Jetzt komme ich."

Hektor hob die Schnauze und spitzte die Ohren.

Der Bulle brüllte noch wütender.

„Hektor!" rief da der Kuhhirte und zeigte mit dem Arm in der Richtung. „Hektor, kehr sie ein, linksherum. Die rotbunte Jungkuh will wieder ausbrechen."

Der Bulle brüllte: „Ich komme".

Hektor stand auf und sah seinen Herrn unschlüssig an. Dieser stutzte. Was war denn das? Warum lief denn der Hund nicht schon? So etwas war doch seit Jahren nicht vorgekommen.

Darum hob er den Stock und rief nochmals mit strenger Stimme:

„Hektor, sofort kehrein linksherum, die Rotbunte!"

Der Bulle brüllte ganz heiser vor Wut, denn eben hatten sich unter seinem Bauch zwei Schmeißfliegen festgesogen: „Jetzt komme ich."

Hektor sah seinen Herrn vorwurfsvoll an und bellte:

„Hörst du denn nicht, was der brüllt? Warum soll ich denn jetzt hier fort? Bolko wird das Kind zerstampfen."

Da traf ihn der Knüppel seines Herrn in die Seite, und zornig wiederholte dieser nochmals seinen Befehl.

Da sauste Hektor los, wie er vielleicht noch nie in seinem Leben gelaufen war.

„Vielleicht", so dachte er in seinem dummen Hundegehirn, „vielleicht komme ich noch rechtzeitig zurück."

Diesen Augenblick benutzte Bolko. Er senkte den massigen Kopf mit den breiten Hörnern. Der Schwanz ging in die Höhe, und dann setzte er sich in der Richtung auf das Wägelchen in Trab. Rechts und links wichen ihm die Kühe aus und sahen ihm bewundernd nach. Das war ein Starker, was mochte der wohl vorhaben? Neugierig hoben einige die Köpfe.

Nun befand er sich schon außerhalb der Herde, und Hektor bellte weit hinten auf der anderen Seite.

Erschrocken trat der Hirt vor und faßte den Knüppel fester.

Bolko kam näher und näher und lief mit rotunterlaufenen Augen geradezu auf den Wagen mit dem schlafenden Kinde.

Nun hatte der Hirt begriffen. Er lief dem Bullen entgegen, um ihm womöglich beim Nasenring zu fassen. Das gelang ihm aber nicht, denn der Bulle hatte den Kopf tief gesenkt und die Hörner weit vorgestreckt. Er nahm vielmehr den Alten auf die Hörner und warf ihn in weitem Bogen zur Erde.

Darauf blieb er eine Weile stehen und brüllte:

„Hab ich das nicht fein gemacht, bin ich nicht der stärkste und gewaltigste Bulle, den es jemals gegeben hat?" Und als die Antwort der Kühe zu seiner Zufriedenheit ausfiel, setzte er sich zu neuen Taten ermuntert wieder in Trab. Immer näher und näher kam er dem Kinde.

Jetzt fünfzig Schritt, jetzt dreißig, jetzt zwanzig, zehn, fünf, drei, und nun würde er alles auf den Hörnern haben und die umherfliegenden Teile zu Brei zerstampfen. Da hörte er plötzlich ein leichtes Keuchen neben sich, und ehe er den Kopf heben konnte, hatte sich Hektor in seiner Nase verbissen.

Umsonst versuchte er ihn abzuschütteln und wendete den Kopf unter schmerzlichem Gebrüll hierhin und dorthin. Eine ganze Weile dauerte das Ringen, dann kehrte sich Bolko langsam um und machte einige Schritte auf die Herde zu, zum Zeichen, daß er der Klügere geworden sei und nachgeben wollte.

Sogleich ließ Hektor los und ließ seinen besiegten und blutenden Gegner davontraben.

*

Als nach einigen Stunden der Hirt, dem eine Rippe gebrochen war, vom hungrigen Kinderschrei geweckt, wieder zur Besinnung kam, fiel sein erster Blick auf das unversehrte Wägelchen und der zweite auf Hektor, der jetzt an Stelle seines Herrn auf dem Steine saß und mit gespitzten Ohren die friedlich weidende Herde bewachte.

Zaungäste

Nichts offenbart so den Charakter eines Menschen, wie seine Stellung zu fremdem Glück, d. h., Glück, an dem er selbst keinen Anteil hat.

Nicht jeder findet eine ihm zusagende Rolle in der großen Komödie, die wir „Leben" nennen, es muß auch, wie bei jedem Schauspiel, Zuschauer geben. Eben diese Zuschauerrollen aber sind es, die keiner gerne spielt, da sie passiv statt aktiv sind.

Zaungäste des Lebens sind auch meist Zaungäste des Glücks. Das Leben, das vielgestaltige, geht einfach um sie herum, macht einen weiten Bogen um sie, zieht sie nicht ein in den bunten Kreis wechselnder Geschehnisse. Es überschüttet ihr Leben nicht mit der Fülle strahlenden Sonnenlichts, sondern läßt sie einfach im Schatten verdämmern.

Solche Menschen werden nur zu leicht bitter, verlernen das Lachen, langsam ziehen sich ihre Mundwinkel abwärts und werden zu scharfen Falten. Ach, das strahlende Glück der anderen wirft einen dunklen Schlagschatten — den Neid.

Neid aber ist eine Brille, durch die das Leben eine andere Färbung erhält, eine trübe, melancholische Farbe. Nur zu leicht überschätzt der Neid das vermeintliche Glück des Nächsten und unterschätzt das, was wir selbst besitzen.

Meist sind diese Zaungäste des Lebens weiblich, da der Mann es leichter hat, seinen Glücksbegriff zu verwirklichen. Wir begegnen ihnen überall, sie stehen still zur Seite, wenn die Freudenfackeln der andern hell erglühen! Aber sie sind auch hilfsbereit zur Stelle, wenn das Leid in irgendeiner Gestalt irgendwo eintritt und unbemerkt, wie ihre äußere Erscheinung, ist auch ihr schlichtes Tun, von wohltuender Selbstverständlichkeit.

Kennt ihr keine solchen Zaungäste des Lebens und des Glücks. Ihr anderen, Reichgesegneten, an denen das Leben nicht so sang- und klanglos vorbeigegangen ist? Saht ihr nie in solch stilles, entsagendes Antlitz, das kaum je die Güte des Glücks verklärt hat?

Oder habt ihr euch daran gewöhnt, wie etwa an den Anblick der Blinden und Lahmen im Straßenleben, an denen ihr auch, ohne Blick und Gedanken vorbeihastet? Ahnt ihr denn nicht, was ein gutes Wort, eine freundliche Handlung diesen Zaungästen des Glücks bedeuten? Wenn ihr nun selbst...

Vor diesen unangenehmen Gedanken aber macht jeder gerne halt, denkt ihn nicht einmal zu Ende; denn es ist ja so selbstverständlich, daß andere unglücklich sind, während wir selbst uns glücklich fühlen!

Wenn ihr nun hinginget und ließet das warme Licht eurer eigenen Lebensfülle in das fahle Dämmergrau solcher Zaungastexistenzen scheinen — o glaubt mir, leuchtend würde sich dies Licht, segenspendend, in euren Herzen widerspiegeln — ... denn es ist furchtbar schwer, neben fremdem Glück, als Zaungast des Lebens, arm und einsam zu stehen!
